gur – und für den Wissenschaftshistoriker ein «harter Brocken». Das erste Drittel des 17. Jahrhunderts ist sowieso die Zeit höchster Aktivität im Bereich der Alchemie und okkulten philosophischer Strömungen, darunter insbesondere der von den Rosenkreuzern geprägten Richtung. Zentrum dieser Aktivität war der Hof des Landgrafen Moritz. Selbst eifrig alchemistisch tätig, zog er alle, die auf diesem Gebiete etwas bedeuteten, in seinen Kreis: Goclenius, Eglinus, Hartmann, Wolf, Mosanus, Rhenanus, Maier, Mylius, Duchesne, Noll, Popp, Figulus u. a. Moritz sicherte u. a. 24 Professoren von vier Fakultäten der Universität Marburg die Arbeit.

Alleine schon die erforderlichen Daten zum Leben und Werk aller dieser Persönlichkeiten zusammenzubringen, ist harte Arbeit. Wenn dann dazu die besonders wichtigen und äusserst interessanten Verbindungen zu Moritz freigelegt werden mussten, so wird es klar sein, welche Leistung hier vollbracht wurde. Schwerarbeit war mit Sicherheit die Auswertung des Archivmaterials (z. B. aus Moritz' Nachlass) in der Kasseler Landesbibliothek. Nicht weniger Aufwand erforderte auch die Beschäftigung mit der zu dieser Zeit so rührigen Rosenkreuzer-Bewegung.

Bruce T. Moran hat über eine der spannendsten Perioden der Alchemiegeschichte eine vortreffliche Dokumentation geschaffen. Das Werk zeichnet sich – mit den zahllosen Anmerkungen, der Bibliographie und den Registern – durch Akribie aus.

(Eine Bemerkung: Das Werk des Michael Maier heisst *Atalanta* und nicht *Atlanta*, wie es ein Dutzend mal irrtümlich stehen geblieben ist.)

Willem F. Daems

Brunonianism in Britain and Europe, ed. by W. F. Bynum and Roy Porter. London, Wellcome Institute for the History of Medicine, 1988. X, 104 S. (Medical History, Suppl. No. 8). £ 15 (UK and Eire), £ 19 (overseas), \$ 30 (USA). ISBN 0-85484-075-3; ISSN 0025-7273-8.

«Brunonianismus» ist der gelehrte Name für das simplifizierende Heilsystem des Schotten John Brown (1735–1788): Alle Krankheiten entstehen durch einen Mangel oder – seltener – ein Übermass an Erregung im Körper, durch sog. Asthenie oder Sthenie. Die einen sind mit stark stimulierenden, die andern mit sedierenden oder, je nach Interpretation, nur schwach reizenden Mitteln zu bekämpfen. So einfach das System auch war, Browns «*Elementa medicinae*» wurden trotzdem schon von seinen ersten Anhängern unterschiedlich gedeutet, wie *Christopher Lawrence* im vorliegenden Band zeigt. Dieser Band enthält, vorbildlich präsentiert und gedruckt, sechs gründlich

dokumentierte Beiträge, die Browns Lehre, ihre Genese und ihre erstaunlich weitreichende Wirkung in medizin-, sozial- und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen darstellen.

Im Zentrum steht der Essay von *Günter B. Risse*, «Brunonian therapeutics: new wine in old bottles?» Risse weist nach, dass die von Brown mächtig propagierten Stimulantien Alkohol und Opium schon vorher an Beliebtheit gewonnen hatten (was die Verwaltung der Royal Infirmary von Edinburgh zu Klagen über zu hohe Ausgaben für Wein und Bier bewog). Er analysiert die Anwendung der Brownschen Lehre durch zwei ihrer hervorragenden Verfechter auf dem Kontinent, Joseph Frank in Pavia und Adalbert Marcus in Bamberg, und arbeitet die Vorzüge und Schwächen des Systems heraus: es verwarf die allmächtige «Heilkraft der Natur» und wies dem Arzt eine entscheidende Rolle im Heilprozess zu; zugleich lenkte es seine Aufmerksamkeit auf die individuellen Züge des Krankheitsfalles. Es drängte auch die exzessive Anwendung der säfte-ableitenden Massnahmen (Blutentzug, Brechmittel) zurück. Um jedoch zuverlässig zu wirken, waren die angewandten Heilmittel in ihrer Pharmakologie noch zuwenig bekannt. Per saldo dürfte Browns Heilsystem wohl ebensoviel Schaden wie Nutzen gebracht haben.

Besondere, nämlich philosophische Züge nahm der Brunonianismus in Deutschland an (*Nelly Tsouyopoulos*). Durch Vermittlung des Arztes Andreas Röschlaub verband er sich um 1800 mit Schellings Naturphilosophie und gewann dadurch hohes Ansehen. Tsouyopoulos hebt hervor, dass deutsche Ärzte darin auch ein Mittel sahen, die Überlegenheit der wissenschaftlichen Medizin zu beweisen und den staatlichen Schutz des studierten Mediziners zu erwirken – eine These, die wohl noch eingehender zu prüfen wäre.

Huldrych M. Koelbing

Eine Reihe bereits gesetzter Rezensionen muss leider für eine nächste Nummer zurückgestellt werden, da der Raum, der uns für dieses Heft zur Verfügung steht, dafür nicht ausreicht.

Die Redaktion